



Sprachkreis Deutsch
Bubenberg-Gesellschaft 3000 Bern

Mitteilungen Nr. 1/2015



Sprachkreis Deutsch
Bubenberg-Gesellschaft 3000 Bern



Verstand zeigt sich im klaren Wort. Euripides, griech. Dichter, etwa 480 — 406 v. Chr.

Schweizer Sprachberatung SSB hilft in Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik, der Textgestaltung und des Stils
schweizer-sprachberatung.ch, Auskunft unter anfrage@schweizer-sprachberatung.ch

Schweizer Orthographische Konferenz SOK für eine sprachrichtige und einheitliche deutsche Rechtschreibung, sok.ch

Schweizer Anglizismen Sprachberatung

anglizismen-sprachberatung.ch, Auskunft unter info@anglizismen-sprachberatung.ch



Werte Leser der Sprachmitteilungen
Sehr geehrte Damen und Herren

Vor etwas mehr als einem Jahr hätte ich mir nicht vorstellen können, hier die einleitenden Zeilen an Sie zu verfassen. Doch der Tod meines Vaters und langjährigen Präsidenten des Sprachkreises Deutsch (vormals Bubenberg-Gesellschaft) hat einiges verändert, auch beim Sprachkreis: Projekte und Publikationen wurden zurückgestellt und verschoben...

Doch jetzt ist es wieder so weit: Sie erhalten eine neue Ausgabe der beliebten Mitteilungen.

Wie geht es mit dem Sprachkreis Deutsch weiter? Der Vorstand ist nun wieder komplett und bereit, weitere Arbeiten in Angriff zu nehmen. Persönlich kann ich natürlich den Verein nicht mit dem gleichen (Sprach-) Wissen wie mein Vater weiterführen, bin ich doch beruflich in einer ganz anderen Richtung als Sprache und Bildung tätig. Aber administrativ kann ich für eine gewisse Zeit den Verein leiten und eine Basis für die Zukunft schaffen. Zusammen mit den Freunden vom VDS Deutschland und der SOK werden wir weiterhin brisante Themen und neue Sprachentwicklungen verfolgen und, wo es geht, mitprägen.

Interessierte Leser, die gerne beim Sprachkreis Deutsch aktiv mitmachen und sich für die deutsche Sprache vor

allem in der Schweiz engagieren möchten, dürfen sich gerne bei mir melden!

Gute Lektüre und viel Vergnügen bei Ihrer sprachlichen Entdeckungsreise!

Freundlich grüsst Sie

Christian Zbinden, Präsident

Buchvorstellung "Edelsteine"	5
Buchvorstellung "Zur Liebe ist das menschliche Herz geschaffen" Alfred Reber	6
Ein Sprachklub aus Schweden	20
Rechtsschreibbegeplauder (SOK) 1+2	22
Ennetrheinische Kultur- und Sprachsplitter	24
Anglizismenindex 2014	26

Impressum

Herausgeber Verein Sprachkreis Deutsch SKD
CH-3000 Bern (ist kein Postfach)

Tel./Fax 078 617 84 41

E-Post info@sprachkreis-deutsch.ch

Auflage 400 Ex.

Druck Druckerei Varicolor AG, Münchenbuchsee

Kostenlose Exemplare der SKD-Mitteilungen sind beim SKD, CH-3000 Bern, erhältlich.

Die Mitteilungen 2 / 2015 erscheinen auf Ende 2015

Kontonummer 30-36930-7

IBAN CH20 0900 0000 3003 6930 7 BIC POFICHBEXXX

Mitgliedschaft SKD / Abo einzeln 40.–, Paar 60.–,
Institution 100.– Die Bücher sind im Buchhandel erhältlich.

Edelsteine

107 Sternstunden deutscher Sprache vom Nibelungenlied bis Einstein, von Mozart bis Loriot

Herausgegeben von:

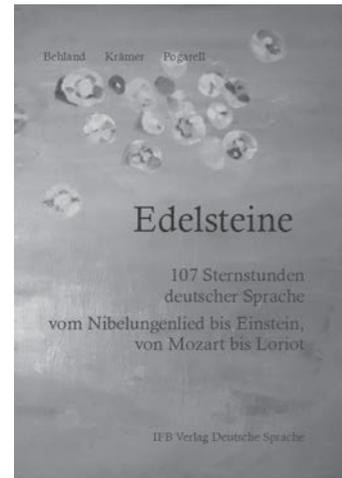
Max Behland, Walter Krämer und Reiner Pogarell

Was erwartet Sie in diesem Buch?

Eine ungeheure Fülle großer Texte in deutscher Sprache. Anregend kommentiert und verständlich erklärt. Ein Lesevergnügen mit garantierten Aha-Erlebnissen. 107 Begegnungen u. a. mit einem gotischen Bischof, einer Magdeburger Nonne, einem Arzt aus der Schweiz, einem Weimarer Minister, zwei Göttinger Wissenschaftlern, einigen Komponisten, den Erfindern des Automobils und des Elektrorechners, einem Staatsgründer aus Wien, zwei Psychotherapeuten, einem Rundfunkreporter, der in 90 Minuten ein Land veränderte, einem Bielefelder Liedermacher und einem Knollennasenzeichner.

Stimmen zum Buch:

“Die Bandbreite macht die Edelsteine zu einem spannenden, zum Blättern und Entdecken einladenden Werk.” (St. Galler Tagblatt)



“Knapp 700 Seiten decken ein weites und immer wieder mit Aha-Erlebnissen aufwartendes Spektrum von manifestiertem Geist in deutscher Sprache ab, das man gerne auch Häppchenweise genießt.” (Zeitschrift des Philologenverbandes)

“Das Buch ist selbst ein Edelstein!” (Wochenblatt)

“Behland, Krämer und Pogarell ist ein beeindruckendes Werk gelungen, das den ganzen Sprachschatz in seiner endlosen Fülle vermittelt.” (Fränkischer Anzeiger)

“Bei dem mit Fachkenntnis und weitem Blickwinkel zusammengestellten Werk handelt es sich nicht um eine reine Anthologie, sondern um ein von einem Team von fast 50 Autoren kommentiertes Lesebuch, das jeden der aufgenommenen Texte historisch einordnet und seine jeweilige Entstehung und Wirkung beschreibt.” (Westfalen-Blatt)

„... dass man bauen könnte auf jedes Wort als auf einen Felsen ...“

Alfred Reber

Worum es geht

Wie dachte Jeremias Gotthelf über die Sprache? Wie wandelte sich die Auffassung von Sprache und der Umgang mit ihr seither? Knapp zusammengefasst lässt sich sagen, Gotthelf stehe am Beginn einer Wende. Wir erleben in unseren Tagen ein lawinenhaftes Anwachsen von Spracherezeugung in den Medien, vom Buch über Radio und Fernsehen bis zum Internet, einen Verschleiss von Sprache – verglichen damit war Gotthelfs Zeit beinahe idyllisch. Unsere Epoche hat gigantische Möglichkeiten der Manipulation, der Verschleierung durch Sprache entwickelt, wir haben schlimme Beispiele politischen Missbrauchs von Sprache erlebt. Gotthelf spürte, vor allem in den spätern Jahren, solche Gefahren heraufkommen.

Der erste Teil dieses Aufsatzes stellt Betrachtungen des Vikars Albert Bitzios über sein Pfarramt und über die Sprache vor. Im zweiten Teil kommt der späte Gotthelf als politischer Kämpfer für Redlichkeit und gegen unlautere sprachliche Verschleierung zu Wort. Der dritte Teil schlägt den Bogen zur Gegenwart.



Vikar Albert Bitzios über Pfarramt und Sprache

Am 2. Januar 1831 trat Jeremias Gotthelf noch als Albert Bitzios seine vierte Vikariatsstelle in Lützelflüh an. Im Sommer 1831 predigte er an vier Sonntagen hintereinander über die Verse 1-12 aus dem 3. Kapitel des Jakobusbriefes. Den Pferden könnten wir „den Zaum ins Maul legen, damit sie uns gehorchen“, erklärt Jakobus, und

so „lenkten wir ihren ganzen Leib“. Ebenso könnten wir grosse, von starken Winden getriebene Schiffe „mit einem kleinen Ruder“ lenken. So sei „auch die Zunge ein kleines Glied und richtet grosse Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet’s an!“ Denn „die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Übel, voll tödlichen Giftes“. Jakobus will also den Menschen bewusst machen, was sie mit ihrer Zunge Schlimmes anzurichten imstande seien. Dieses Thema greift Bitzios auf. In der ersten der vier Predigten erklärt er seine Auffassung vom Kernauftrag eines evangelischen Pfarrers: So wie Christus ein Lehrer des Volkes war, so sei auch der Pfarrer ein Lehrer seiner Gemeinde,

beschäftige sich „mit der unsterblichen Seele des Menschen“, wolle sie zur Erkenntnis und durch sie zur Seligkeit führen. (E 17, S. 186) Eine verantwortungsvolle Aufgabe; der Pfarrer erfülle sie vornehmlich über das Medium der Sprache und merke dabei nur zu oft, dass er das, was er erkannt habe, „nicht deutlich und bündig auszusprechen“ (Ebd., S. 189) vermöge; er erwecke Missverständnisse oder finde den richtigen Ton nicht:

Wie oft mag es ihm geschehen, dass er sanft redet, wo ein hartes Herz strenge Worte verdiente! Wie oft, dass er ein weiches Herz mit einem strengen Worte verletzt, dass er ein andächtiges Herz mit Mahnungen zur Busse einschüchtert oder ein bussfertiges Herz durch blosser fromme Betrachtung zerstreut. (Ebd.)

Folgerichtig spricht Bitzios an den folgenden drei Sonntagen über die Sprache selber. Die Sprache sei eine kostbare Gabe Gottes und habe „einen unermesslichen Wert für uns“. (Ebd., S. 194) Sie sei „ein Wunder der Allmacht Gottes, das wenige bedenken, eben weil es so einfach ist, so natürlich scheint, so wie von sich selbst entstanden“. (Ebd., S. 196) Was wir als geistige Wesen seien, hätten „wir der Sprache zu verdanken“. (Ebd.)

Durch die Sprache allein gelingt es ja den Eltern, die Kinder zu vernünftigen Geschöpfen heranzubilden, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, die Gefühle zu leiten zur Frömmigkeit,

den Willen zum Gehorsam. (Ebd., S. 197)

Die Sprache sei also „das köstlichste Vorrecht und das wunderbarste“, das der Mensch besitze, „er kann Gott nicht genug dafür danken“. (Ebd., S. 199) Aber von allen seinen Gaben missbrauche der Mensch gerade die Sprache am meisten und sündige durch sie „tagtäglich an Gott und seinen Nächsten“. (Ebd.) Man rede nicht mit seinen Kindern, man warne Mitmenschen nicht vor Gefahren, man lasse „Spannungen zwischen uns und unsern Nächsten“ entstehen:

Man entfremdet sich gegenseitig [...]. Eine freundliche Frage bloss würde hinreichen, um das angenehme Verhältnis herzustellen. Aber man tut sie oft nicht, weil der Stolz grösser ist als die Nächstenliebe. [...]. Man wird durch gereizte Heftigkeit im Betragen seine innere Verletzung kundgeben oder durch gehässige Bitterkeit im Tone, sobald man sich beleidigt glaubt. Dann zieht eins das andere nach, ein Wort lockt ein anderes hervor, und ehe man es sich versieht, schlägt der Streit, der anfangs mit einem vernünftigen Wort geschlichtet worden wäre, in helle Flammen auf. (Ebd., S. 200 f.)

Dieser Abschnitt nimmt in knapper Form vorweg, wie später im Roman Geld und Geist aus geringem Anlass der Streit auf Liebiwyl entsteht. Immer wieder bilden sich in diesen Predigten so etwas wie epische Keimzellen.

An anderer Stelle rügt Bitzium den „unnützen und schlechten Gebrauch“ der Sprache (Ebd., S. 203) und prangert die Schwätzer an. Als vernünftiges Geschöpf sollte der Mensch zuerst denken, bevor er redet. Denn wer drauflos rede um des Redens willen, erniedrige die Sprache zum Spielzeug. Scharf verurteilt Bitzium üble Nachrede, das Urteilen über den Nächsten, Klatsch in jeder Form, Heuchelei und Schmeichelei und das mutwillige Schüren von Streit. Am Ende der langen Liste stehen „Zungensünden“ wie Unehrlichkeit, Täuschung, Klatschsucht, „spitzige Worte“, alles Verhaltensweisen, die er später in seinen Romanen und Erzählungen unübertroffen lebendig schildert:

Wie herrlich wäre unser Leben nicht, wenn die Worte treu des Herzens Gedanken ausdrückten und treu gehalten würde, was der Mund ausgesprochen, dass man bauen könnte auf jedes Wort als auf einen Felsen. Dann würde unser Zusammenleben sich ganz anders gestalten als jetzt, wo man jedes Wort verbrieft und verbürgern muss. Aber einmal ist es so nicht, es herrscht ein allgemeines Misstrauen, und die meisten suchen in der Schlaueit und Verstecktheit ihren Vorteil, nicht in der Offenheit und Aufrichtigkeit. (Ebd., S. 221)

Man kann darüber rätseln, warum Bitzium sich damals so intensiv mit der Sprache auseinandersetzte. Ein Grund könnte darin liegen, dass er sich in die neue Umgebung

und in die ihm zunächst fremde Mentalität im oberrheinischen Emmental einleben musste. Im Januar 1831 beklagte er sich in einem Brief:

Ich sitze hier einsam und verlassen, meine Geschäfte, besonders die Schulbesuche erlauben mir nicht, weiter zu gehen, durch Briefe vernehme ich nichts, wie die Sachen stehen, Zeitungen habe ich keine. Die Gemeinde kenne ich nicht (sie scheint sehr ruhig zu sein), so bin ich wie auf einer Insel mitten im Meer. (E 4, S. 100)

Seine Jugend und Vikariatszeit bis 1829 verbrachte Bitzium grösstenteils in den Mittellanddörfern Utzenstorf und Herzogenbuchsee, in Dörfern also, wo man nahe beisammen wohnte, wo die Felder der einzelnen Bauern nach dem System der alten Dreifelderwirtschaft auf den drei Zelgen ums Dorf herum verstreut lagen und man bei ihrer Bewirtschaftung aufeinander angewiesen war. Da konnte es laut zugehen, da gab es Klatsch und Tratsch.

Mit dem Wechsel nach Lützelflüh kam Bitzium ins obere Emmental mit weit verstreuten Hofgruppen und einsam stehenden Einzelhöfen. Die Dörfer bilden einen Siedlungskern mit Kirche, Schule, Wirtshaus, Gewerbebetrieben und einigen Bauernhöfen. Dreifelderwirtschaft gibt es hier kaum, die Bauern haben ihr Land meist ziemlich geschlossen rund um ihren Hof herum. Hier ging es ruhiger und gemessener zu und her, Lebensweise und Menta-

lität unterschieden sich erheblich von der in den Mittel-landdörfern. Diese Oberemmentaler Mentalität machte Bitzios am Anfang zu schaffen, wie ein Brief vom 5. Dez. 1832 zeigt:

Im übrigen bin ich sonst ziemlich zufrieden und heiter hier, [...]. Die Emmentaler sind ein eigenes Volk, Egoisten, weil sie meist abgesondert wohnen, daher zugleich verschlossen und etwas stolz; ein jeder meint, er sei Herreli auf seiner Festung. (Ebd., S. 112)

An den früheren Vikariatsstellen war er stärker ins gesellschaftliche Leben eingebunden gewesen. In Herzogenbuchsee hatte er Freunde gefunden, mit denen er weiterhin verbunden blieb; er hatte sich voll für die Schule engagiert. In Bern beteiligte er sich an der Bewegung, die nach der Julirevolution von 1830 mehr demokratische Rechte einforderte, und dies mit Erfolg: Am 13. Januar 1831 dankte das Patriziat ab. Bis in den Frühling 1831 setzte Bitzios sich für politische Reformen im Kanton Bern ein; am 18. Okt. 1830 schrieb er an Joseph Burkhalter, die französische Revolution habe für die gleichen Ideen und gegen das gleiche Unrecht gekämpft wie die jetzige, habe dies aber mit Gewalt getan und sei deshalb mit Gewalt wieder unterdrückt worden. Die Revolution von 1830 dagegen habe „die Vernunft begonnen, durchgeführt und beschlosssen; darum wird sie beschlossen bleiben“. (Ebd., S. 94).

Doch schon im Verlauf des Jahres 1831 wich diese Zuversicht einer tiefen Ernüchterung; im Dezember 1831 klagte er Burkhalter, er fühle sich im Stich gelassen und sehe sich „fast vereinzelt stehn mit offenem Maul“:

Eine Menge stürmt nun gedankenlos zu, als ob ihre Augen verbunden wären. Sie haben redlichen Willen; aber es fehlt ihnen etwas im Kopf. Eine andere Menge streckt nun Hände und Zunge aus nach guten Bisslein; man teilt die Stellen aus wie Siegesbeute; eine Hand wäscht die andere, und eine dritte Menge, die bis dahin scheu sich verkrochen, kriecht aus den Löchern hervor und brüllt nun am lautesten ins Urnerhorn, damit man ihnen vergesse, wie lange sie nicht gebrüllt. Diese Dreieinigkeit hat sich der Politik, d. h. ihres Ganges bemächtigt und speit gegen jeden Feuer und Flammen, der nicht mit ihr ins gleiche Bockshorn stösst. (Ebd., S. 111)

Es wurde also still um den tatendurstigen Bitzios. Vom Frühling 1832 an – damals wurde er als neu gewählter Pfarrer in Lützelflüh eingesetzt – führte er und später vor allem seine Frau Henriette Bitzios-Zeender ein Verzeichnis der Besuche im Pfarrhaus Lützelflüh. Von 1832 bis 1839 sind gerade mal 26 Besuche aus Lützelflüh vermerkt neben immerhin 25 Besuchen aus seiner früheren Gemeinde Herzogenbuchsee (Alfred Reber / Hans Riedhauser, Gotthelfs Gäste. Besucherverzeichnisse 1832-1850. Gotthelf-Stube

Lützelflüh 2004, S. 191 ff.). Still wurde es aber auch, weil die politische Umwälzung vollzogen war und Bitzios zudem spürte, dass man in der Gemeinde keinen Pfarrer wünschte, der sich zu sehr politisch betätigte. Unter solchen Umständen erscheint es verständlich, dass er sich vorübergehend auf sich selbst zurückzog und sich mit Fragen nach den Aufgaben eines Pfarrers, nach Wesen und Bedeutung der Sprache, nach Mustern des zwischenmenschlichen Verkehrs auseinandersetzte – für sein späteres schriftstellerisches Schaffen höchst wichtige Fragen.

Jeremias Gotthelf – „Güterabtretung“ statt „Geltstag“?

In der Predigt über die „Zungensünden“ hatte Bitzios geklagt, das Zusammenleben der Menschen leide darunter, dass die Worte nicht mehr „treu des Herzens Gedanken ausdrückten und treu gehalten würde, was der Mund ausgesprochen“. Jetzt müsse man „jedes Wort verbiefen und verbürgen“, es herrsche Misstrauen, man setze auf „Schlauheit und Verstecktheit“, nicht auf „Offenheit und Aufrichtigkeit“. (E 17, S. 221)

Diese Klage verstummte nicht mehr. Im Verlauf der 40er Jahre verschärfte sich die politische Auseinandersetzung. Einer neuen Generation junger, meist juristisch geschulter Politiker, den Radikalen, ging die Umwälzung von 1830/31 zu wenig weit: Ihr Ziel war ein rein säkularer Staat. Sie führ-

ten einen Propagandafeldzug gegen Kirche, „Pfaffen“ und Religion und wollten den Einfluss der Geistlichen in Schule und Staat zurückbinden. Das forderte Jeremias Gotthelf heraus. Der Kampf gegen die Radikalen wurde für ihn zur apokalyptischen Entscheidungsschlacht zwischen Christentum und radikalem Unglauben. Er achtete argwöhnisch darauf, wie die Gegner mit der Sprache umgingen, und geisselte Versuche, mit verschleiernenden Formulierungen – in der Fachsprache „Euphemismen“ genannt – die wahren Absichten zu tarnen.

Ein instruktives Beispiel dafür stellt Michael Lauener in seiner breit angelegten Untersuchung über Gotthelfs Auffassung von Recht und Gerechtigkeit, über seine christlich begründete Kritik an der Ablösung alter Rechts- und Gesellschaftsmodelle durch den modernen Rechtsstaat vor (Jeremias Gotthelf – Prediger gegen den Rechtsstaat. Schulthess Zürich – Basel – Genf 2011). Das Betreibungs-gesetz von 1847 ersetzte den herkömmlichen Begriff „Geltstag“ durch „Güterabtretung“. Lauener bezeichnet dies als „sprachliche Entmoralisierung des Gesetzes: moralische Gleichstellung des Schuldners und Bankrotteurs mit dem ‚ehrlichen Mann‘“. (Lauener, S. 195) Lauener zitiert vier Stellen, an denen Gotthelf diese „sprachliche Entmoralisierung der Gesetze“ kritisiert. Zwei davon geben wir nachstehend wieder. Am ausführlichsten äusserte sich Gotthelf im Ro-

man Erlebnisse eines Schuldenbauers:

Wir haben uns schon mehrere Male ausgesprochen, dass kein verfluchter Mittel sei, um dem Volk andere Begriffe beizubringen, als wenn man die alten Worte für eine Sache, ein Verhältnis, eine Handlung mit neuen vertauscht, mit neuen Worten ersetzt; mit den neuen Worten verdrängt man auch den alten Begriff, den das Publikum von der Sache hatte. Wer geltstagne, war nicht mehr ehrenfähig, war ein toter Mann. Güterabtretung war von alters her eine schöne Sache; um Güter abzutreten, musste man Güter haben. Reiche Väter traten Söhnen, Kindern Güter ab, reiche Onkel, reiche Tanten hatten zuweilen auch dergleichen schöne und geistreiche Einfälle, machten Güterabtretungen, [...].

Geltstag ist aber etwas durchaus anderes. Geltstagen nannte man, sehr ehrenwerte Ausnahmen, Bürgschaften, Naturereignisse usw., abgerechnet, alles, was man hatte, Gläubigern dargeben müssen mit den Worten: „Messieurs, partagez!“, weil man verlumpet, was man gehabt, weniger hätte als nichts und mehr oder weniger Leute verlustig machte. Das war Geltstagen, war sehr anrühlich, wurde den Kindern angerechnet bis ins dritte und vierte Geschlecht, jene Ausnahmen vorbehalten. „Er muss nicht alles sein, sy Vater kam über nüt u soll doch sövli gerbt ha“, heisst es bis auf diesen Tag. Über nüt cho, das tut man, obige Ausnah-

men vorbehalten, aus Mangel an Verstand, aus Mangel an Tugend, aus Mangel an Fleiss oder, bestimmt gesagt, aus Dummheit, aus Schlechtigkeit, aus Faulheit. Wer so dumm, so schlecht, so faul ist, der Väter Erbe nicht zu bewahren, seinen Verdienst mit seinem Verbrauch nicht in Einklang zu bringen, ist kein Mann, kein ehrenfähiger Bürger, er war nicht imstande, zu der eigenen Sache zu sehen, wie sollte er zu fremder sehen!“ (SW XIV, S. 176 f).

Gotthelf unterschied also einen durch Unglücksfälle verursachten, nicht selbstverschuldeten, von einem fahrlässig verschuldeten, ja kriminellen Geltstag. Indem man das alte Wort durch den Euphemismus „Güterabtretung“ ersetzte, senkte man die Hemmschwelle, machte den Bankrotteur „salonfähig“, wie Gotthelf es im Roman Zeitgeist und Bernergeist darstellte:

Aber was wolle man: seit man nicht mehr geltstagne, schämten sich die Leute nicht mehr, wenn sie ds Hudels würden. Mit Güterabtretung schüttle man die Schulden ab, wie ein Handwerksbursche ein beschmutztes Hemd abziehe, um damit dem Beissen und den Flöhen loszuwerden. Hernach sei man noch einmal so wohl, ganz neu. (SW XIII, S. 253)

Gegenwart: „Kollateralschaden“, „Altenplage“ ...

Der Euphemismus ist ein uraltes Stilmittel. Man brauchte schon immer Umschreibungen, wenn man als anstössig

Geltendes nicht direkt benennen, soziale Tabus nicht brechen oder Absichten verschleiern wollte. Untersucht man, was für Euphemismen in einer Epoche vorrangig verwendet wurden, so erlaubt dies Rückschlüsse auf die jeweilige Mentalität. Der folgende Ausschnitt aus Stefan Zweigs Buch *Die Welt von gestern* beispielsweise entlarvt die Prüderie in der Wende vom 19. zum 20. Jh.:

Vielleicht wird man heute noch verstehen, dass es in jener Zeit als Verbrechen gegolten, wenn eine Frau bei Sport oder Spiel eine Hose angelegt hätte. Aber wie die hysterische Prüderie begreiflich machen, dass eine Dame das Wort ‚Hose‘ damals überhaupt nicht über die Lippen bringen durfte? Sie musste, wenn sie schon der Existenz eines so sinnengefährlichen Objekts wie einer Männerhose überhaupt Erwähnung tat, dafür das unschuldige ‚Beinkleid‘ oder die eigens erfundene ausweichende Bezeichnung ‚Die Unaussprechlichen‘ wählen. (Stefan Zweig, *Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers*. S. Fischer Verlag Stockholm, 1962. S. 76)

Sieht man sich heute im Bereich von Politik und Wirtschaft um, könnte einem übel werden ob des eingangs erwähnten „lawinenhaften Anwachsens von Spracherzeugung“, von „Sprachverschleiss“. Die Kreativität von Politikern, Ökonomen, Werbeleuten, Medienschaffenden im Erfinden neuer Euphemismen scheint unerschöpflich. Seit 1991 er-

mittelt die Gesellschaft für deutsche Sprache, ab 1994 abgelöst durch die Aktion Unwort des Jahres, in Umfragen alljährlich besonders fragwürdige sprachliche Neuprägungen.

Als Unwort des Jahres 1999 wurde der militärische Begriff Kollateralschaden angeprangert:

Das Wort bezeichnet [...] eine mit einem militärischen Schlag [...] einhergehende Zerstörung von zivilen Einrichtungen und die Tötung von Zivilpersonen. Mit dem Wort „Kollateralschaden“ wird die verheerende Tat und die ihr zugrunde liegende Aggression zu einer Sache herabgemindert, die „nebenher“ (lateral = seitlich, nebenbei) [...] passiert. Die Empörung der Öffentlichkeit über den Zynismus, der in diesem Wortgebrauch liegt, schlug sich darin nieder, dass der Ausdruck in Deutschland im Jahr 1999 zum „Unwort des Jahres“ erklärt wurde. (www.de.wikipedia.org/wiki/Euphemismus)

Totalitäre Herrschaftssysteme verwenden Euphemismen systematisch, um die öffentliche Meinung zu manipulieren und brutale Unterdrückung durch verharmlosende Begriffe zu tarnen. Das nationalsozialistische Deutschland, vorab sein ideologischer Einpeitscher und Propagandaminister Joseph Goebbels, ist dafür ein erschreckendes Beispiel.

Der Eroberungs- und Ausrottungskrieg wurde glorifizierend Grossdeutscher Freiheitskrieg genannt. Die Unter-

drückung freiheitlicher Regungen, die Abschaffung der Pressefreiheit pakte man als Gleichschaltung durch. Am 1. August 1934 wurden alle Parteien aufgelöst und die NSDAP zur Körperschaft öffentlichen Rechts erklärt: „Gleichschaltung von Partei und Staat“. Joseph Goebbels wurde Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda – auch dieser Titel ist ein Euphemismus – und am 13. März 1933 leitete man mit der Schaffung der Reichskulturkammer die Gleichschaltung des kulturellen Lebens ein. Dem folgte die Gleichschaltung der Massenmedien und die Aufhebung der Pressefreiheit. Der scheinbar harmlos klingende Begriff Gleichschaltung war auch der Auslöser für die „Aktion wider den undeutschen Geist“ vom 10. Mai 1933, als die Deutsche Studentenschaft zehntausende Bücher öffentlich verbrannte.

Die schlimmsten Euphemismen zur Verschleierung von Nazi-Verbrechen gegen die Menschlichkeit sind die Begriffe Euthanasie und Endlösung. Euthanasie – im Griechischen: Linderung des Leidens im Sterben, Sterbehilfe – bezeichnet die Tötung von geistig, psychisch, körperlich Behinderten, später auch von gesunden Unangepassten; ferner die Tötung arbeitsunfähiger KZ-Häftlinge. Endlösung ist die Kurzform für „Endlösung der Judenfrage“ und meint die systematische Ermordung der jüdischen Bevölkerung. Mit einem Gefühl tiefen Grauens liest man, wie

kaltschnäuzig Nazifunktionäre über die „Endlösung“ redeten. Als Beispiel einige Sätze aus einem Brief von Reinhard Heydrich, Leiter des Reichssicherheitshauptamts (RSHA) und stellvertretender Reichsprotektor in Böhmen und Mähren, an einen Untergebenen im Januar 1942:

Da nun erfreulicherweise die Grundlinie hinsichtlich der praktischen Durchführung der Endlösung der Judenfrage festgelegt ist und seitens der hieran beteiligten Stellen völlige Übereinstimmung herrscht, darf ich Sie bitten, Ihre Sachbearbeiter zwecks Fertigstellung der vom Reichsmarschall gewünschten Vorlage, in der die organisatorischen, technischen und materiellen Voraussetzungen zur praktischen Inangriffnahme der Lösungsarbeiten aufgezeigt werden sollen, zu den hierfür notwendigen Detailbesprechungen abzustellen. (www.de.wikipedia.org/wik/Euphemismus) Victor Klemperer (1881-1960), deutscher Jude, bis 1933 Professor für Romanistik an der Technischen Hochschule Dresden, nach dem Krieg in Greifswald, Halle und Berlin, überlebte die Nazizeit, weil seine deutsche Frau ihm unerschütterlich zur Seite stand. Er schrieb 1946 eine noch heute lesenswerte Analyse der Nazi-Sprache: LTI. Lingua Tertii Imperii. Die Sprache des Dritten Reiches. Reclam Leipzig 1991.

Auf Grund der „Nürnberger Gesetze zur Reinhaltung des deutschen Blutes“ wurden immer mehr Geschäfte „arisiert“,

d. h. den rechtmässigen jüdischen Besitzern weggenommen und an stramme „arische“ Parteigenossen übergeben. Man nahm den Juden auch ihre Häuser weg und steckte sie in sogenannte „Judenhäuser“, die auch mitten in „arischen“ Quartieren stehen konnten. Als die Massendeportation der Juden anließ, wohnten oft keine Juden mehr in solchen Häusern, da habe man die Anschrift „Dieses Haus ist judenrein“ angebracht.

Und bald tauchten auch da und dort noch andere Zettel an den Korridortüren auf, medusenhafte Zettel: „Hier wohnte der Jude Weil.“ Dann wusste die Briefträgerin, dass sie sich nicht mehr um seine neue Adresse zu bemühen brauchte; der Absender erhielt sein Schreiben zurück mit dem euphemistischen Vermerk: „Adressat abgewandert.“ So dass also „abgewandert“ in grausamer Sonderbedeutung durchaus ins Lexikon der LTI gehört, in die Judensparte. (Klemperer, LTI, S. 180)

Joseph Goebbels und seine Schreiberlinge haben leider, was Verschleierung und Täuschung durch Sprache angeht, gelehrige Nachahmer, und dies nicht nur in andern totalitären Staaten wie in der früheren DDR. Es genügt, die Liste Unwort des Jahres durchzugehen. Hier ein paar Kostproben von zynischen bis menschenverachtenden Schlagworten aus politischen Debatten: ausländerfrei (1991 – man denkt ans „judenfreie Haus“); Beileidstourismus, ethnische

Säuberung (1992); Altenplage (1995); Rentnerschwemme (1996); sozialverträgliches Frühableben (1998); Langlebigkeitsrisiko (2005).

Nicht besser sieht es im Bereich der Wirtschaft aus. Bei brisanten Themen, etwa wenn es um Arbeitsplätze geht, ist man mit Beschönigungen schnell zur Hand, statt von „Entlassung“ spricht man z. B. von Freisetzung, denn da klingen die edlen Begriffe „frei“, „Freiheit“ und „Frei-Sein“ an und der negative Sinn von „entlassen“ wird vermieden. Man spricht – sprachlich eigentlich barer Unsinn – von Null- und Minuswachstum, der positive Begriff Wachstum soll davon ablenken, dass nichts gewonnen bzw. viel verloren wurde. Hier einige weitere Kostproben aus der bereits zitierten Liste: Personalentsorgung (1991); sozialverträglicher Stellenabbau, schlanke Produktion (lean production) (1995); Belegschaftslasten (1998); überkapazitierte Mitarbeiter (2001); Entlassungsproduktivität (2005); betriebsratsverseucht (2009).

Was sagte Gotthelf im Roman *Erlebnisse eines Schuldenbauers*?

Wir haben uns schon mehrere Male ausgesprochen, dass kein verfluchter Mittel sei, um dem Volk andere Begriffe beizubringen, als wenn man die alten Worte für eine Sache, ein Verhältnis, eine Handlung mit neuen vertauscht, mit neuen Worten ersetzt; mit den neuen Worten verdrängt man auch den alten Begriff ...

Dem habe ich nichts beizufügen.

Jeremias Gotthelfs Werke werden zitiert nach:

Jeremias Gotthelf, Sämtliche Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden. In Verbindung mit der Familie Bitzius herausgegeben von R. Hunziker, H. Bloesch, K. Guggisberg und W. Juker.

Eugen Rentsch Verlag Erlenbach-Zürich 1911 ff.

Erzählerische Werke: SW XI ..., S. ...

Übrige Schriften (Predigten, Briefe usw.): E 3, S. ...

DIE SCHWEDISCHE SPRACHPOLIZEI

René Wyss, Attiswil

Sie hat nicht nur ungewöhnlich viele Mitglieder, diese Vereinigung von Sprachfreunden, sondern auch einen besonders großen Anteil an aktiven. Wer mitmacht, geht sorgfältig mit der Sprache um und hat Freude an Diskussionen und Debatten mit Gleichgesinnten. Alles mögliche wird erörtert: die Herkunft von Wörtern, auffällige Erscheinungen in der Sprache, Fragen nach der richtigen und angemessenen Verwendung von Wörtern und Formen. Gerne werden auch Fehler an den Pranger gestellt, üblicherweise mit einem Bild als Beleg. Die Diskussionen bewegen sich meistens auf hohem Niveau, immer wieder wird dabei auch geistreich geblödel.

Die Mitglieder heißen „anonyme Sprachpolizisten“ und werden uns mit gehöriger Selbstironie beschrieben: Sie können nicht aufhören, darüber zu klagen, wie andere Leute sprechen und vor allem schreiben. Sie sind „abscheuliche Besserwisser“. Sie machen zwar auch selbst Fehler, geben das aber nicht gerne zu, da sie vollkommen und ein wenig schlauer sind als andere. Nun, dieser Klub ist kein Verein im strengen Wortsinn: Er hat zwar einen Zweck, aber keine Statuten und auch keine Mitgliederversammlung. Er befasst sich

sich mit der Art und Weise, wie die schwedische Sprache gesprochen und geschrieben wird. Er hat nur fünf Administratoren, welche Mitglieder aufnehmen und darüber wachen, dass diese zur Sache sprechen und nicht von den Themen abschweifen. Wer sich nicht benimmt, kann von den Administratoren auch ausgeschlossen werden. Jawohl, es handelt sich um eine Facebook-Gruppe namens Anonyma språkpoliser (ASP); die seit etwa drei Jahren besteht und auf über 11'000 Mitglieder angewachsen ist. Anonym sind die Leute jedoch keineswegs, die meisten treten mit ihrem richtigen Namen auf. Der leicht irreführende Name ist nur ein Münsterchen schwedischen Humors. Die Anzahl der Einträge ist groß: zehn bis zwanzig im Tag, und manche Beiträge führen zu Dutzenden bis Hunderten von Kommentaren.

Die Themen sind einerseits dieselben, die auch zur Sprache kommen, wenn über den Sprachgebrauch im Deutschen gesprochen und gestritten wird. Da das Schwedische mit dem Deutschen ziemlich eng verwandt und außerdem jahrhundertlang vom Deutschen beeinflusst worden ist, ist es spannend zu beobachten, wie in Schweden und Finnland zur heutigen Sprache, wie sie tatsächlich gesprochen und geschrieben wird, Stellung genommen wird. Andererseits kommen auf der Timeline von ASP auch spezifisch schwedische Erscheinungen zur Sprache, die im Deutschen keinerlei Entsprechung haben.

Die schwedische Sprachgemeinschaft ist wesentlich kleiner als die deutsche oder gar die englische. Sie ist im wesentlichen auf Schweden und die Küstengebiete Finnlands beschränkt. Deshalb gibt es deutlich weniger internationale Bremsmechanismen für Neuerungen, die oft aus der Umgangssprache kommen, und der Respekt vor bestehenden Normen ist geringer. Dazu kommt, dass die alten Mundarten in Schweden stark zurückgedrängt worden sind und nur noch von einer Minderheit von etwa 10% regelmäßig gesprochen werden. Die heutigen Dialekte, besonders jene in den Städten, stehen der Standardsprache viel näher und beeinflussen sie ihrerseits. Die Hochsprache hat viel weniger als früher die Aufgabe, als Dach über den Dialekten die Verständigung innerhalb des gesamten Sprachgebietes zu erleichtern und zu sichern.

Da die Umgangssprache in ganz Schweden ähnlich geworden ist, wird auch der Unterschied zwischen Standardsprache und Umgangssprache oft verwischt, und viele Leute sind der Meinung, dass sie das Recht haben, Formen ihrer gesprochenen Sprache in die Schriftsprache zu tragen.

- Ein Beispiel dafür sind der bestimmte Artikel *de* und das Personalpronomen der 3. Person Mehrzahl *de/dem*. Beim Pronomen müssen in der geschriebenen Sprache Nominativ (Subjektfall) und Dativ/Akkusativ (Objektfall) unterschieden werden. Das Problem besteht nun darin, dass

die meisten Sprecher diese Formen nicht mehr auseinanderhalten und immer */dm/* sagen, sogar wenn sie geschriebene Texte in der Standardsprache laut lesen. Es ist nicht verwunderlich, dass manche Schweden die Formen verwechseln oder auch oft für beides *dom* schreiben - besonders natürlich in informellen Texten.

Weiter regen sich Sprachpolizisten über die grassierende Getrenntschreibung auf, die im Gegensatz zum Deutschen nicht von hochoffizieller Seite gefördert und gefordert worden ist, sondern wohl vorwiegend auf englischen Einfluss zurückzuführen ist. Beispiele:

- *privat personer* statt *privatpersoner* ‚Private‘
- *mus gift* statt *musgift* ‚Mäusegift‘. Dieses Beispiel ist besonders lustig, weil *gift* im Schwedischen nicht nur ‚Gift‘ heißt, sondern auch ‚verheiratet‘ bedeutet, so dass plötzlich unfreiwillig von einer verheirateten Maus die Rede ist.
- *socker skatt* anstatt *sockerskatt* ‚Zuckersteuer‘. Eine Zuckersteuer gibt es nicht in Schweden, wohl aber in Norwegen, und die Schweden machen sich gerne über ihre Nachbarn lustig, mit denen sie ja so nahe verwandt sind. Schon etwas anspruchsvoller wird es, wenn die Schweden sich darüber unterhalten, wie mit englischen Lehnwörtern umzugehen ist und wie sie am besten zu schreiben sind. Seit 1950 sind viele Wörter aus dem Englischen aufgenommen worden, aber die Schweden sind doch etwas zurück-

haltender als die Deutschsprachigen.

- Viele Lehnwörter werden durch eigene Wortbausteine ersetzt, sei es durch Lehnbildungen oder neue Wortprägungen. Im Schwedischen gibt es keine "Homepage", die Leitseite oder Heimseite heißt hemsida, gleich wie in den andern nordischen Sprachen. "Computer" passt nach schwedischer Auffassung weder ins Lautsystem noch ins Schriftbild der eigenen Sprache. Deshalb ist ein neues Wort gebildet worden; das Gerät, womit wir Daten verarbeiten, heißt dator, in Anlehnung an lektor, professor usw. Diese Praxis wird von den anonymen Sprachpolizisten auf Facebook nicht in Frage gestellt.
- Werden englische Lehnwörter in den schwedischen Wortschatz aufgenommen, so gibt es grundsätzlich zwei Möglichkeiten:
 - o Wird die englische Schreibung beibehalten oder nur leicht angepasst, werden die Wörter wie gewöhnliche schwedische Wörter ausgesprochen. Der Tanz jitterbug, die Urform des Swing, engl. /'dʒɪtə(r)bʌg/ wird im Schwedischen gleich geschrieben, aber /'jɪt:ərbɔg/ ausgesprochen. Das Allerweltswort job /dʒɔ:(ː)b/ wird auf Schwedisch jobb geschrieben, mit Doppel-b, damit klar ist, dass der Vokal kurz ist und dass das Wort /jɔb:/ ausgesprochen wird.
 - o Wird die englische Lautung beibehalten, dann wird

meistens die Rechtschreibung ans schwedische System angepasst. So wird e-mail zu mejl, tape zu tejp. Auch diese Praxis wird von den Sprachpolizisten beobachtet und in der Regel unterstützt. Gelegentlich wird gefragt, wie man mit Entlehnungen wie grounda, server oder joina in ‚glockenreinem Swenglich‘ (klockren swenglishka) umgehen soll. Bis jetzt ist einhellig die Meinung vertreten worden, dass eine Überflutung der Sprache mit Anglizismen zu vermeiden sei. Für ‚handeln‘, ‚tauschen‘ und ‚verkaufen‘ etwa kann auf eine Bildung wie trejda < to trade verzichtet werden, da es gute alte schwedische Wörter gibt wie handla, byta und sälja.

- Oft geht es um Bedeutung, Herkunft oder Verbreitung schwer deutbarer und auffälliger Wörter, oft auch von Lehnbildungen.
 - o Jemand fragt nach dem Wort gräsänka ‚grüne Witwe‘, ‚Graswitwe‘. Es stellt sich heraus, dass das Wort eine Lehnübersetzung nicht aus dem Englischen, sondern aus dem Hochdeutschen ist und schon für das Jahr 1738 belegt ist. Wie nicht anders zu erwarten ist, beschäftigen sich die schwedischen Sprachpolizisten auch mit weiteren Fragen von Formenlehre, Satzbau und Stilistik.
 - Jemand wirft etwa die Frage auf, ob ein Wort wie snigelposten ‚die Schreckenpost‘ für die herkömmliche Post auch im Radio verwendet werden soll. Es würde zu weit

führen, hier weitere Beispiele zu nennen.

Wie bereits gesagt, spielen die Mundarten spielen in Schweden, anders übrigens als in Finnland, heutzutage nur noch eine untergeordnete Rolle. Sie kommen aber gelegentlich auch bei den anonymen Sprachpolizisten zur Sprache und zu Wort und werden durchaus als bedrohtes Kulturgut wahrgenommen. Eine Sonderstellung hat die Umgangssprache im südlichen Småland – auch das ist ein Thema, das immer wieder aufgegriffen wird.

Etwas ganz Besonderes, das wir uns bis zum Schlusse aufgespart haben, sind Neuerungen beim Personalpronomen der 3. Person Einzahl. Die männliche Form lautet han 'er', die weibliche hon 'sie'. Wie sollen wir sagen, wenn das persönliche Fürwort in allgemeiner Bedeutung gebraucht wird und sich sowohl auf männliche als auch weibliche Personen bezieht? Seit einigen Jahren ist im Schwedischen hen im Umlauf, ein neues Pronomen, welches gebraucht wird anstelle von han eller hon 'er oder sie', honom eller henne 'ihm oder ihr', 'ihn oder sie'. Es ist noch offen, ob sich dieses neue Fürwort am Ende durchsetzt. Die Sprachpolizisten sind sich darüber nicht einig: Die einen begrüßen die Neuschöpfung als kreative Neuerung, mit welcher die erwähnten Doppelformen vermieden werden können, die andern wehren sich vehement gegen diesen künstlichen Eingriff in die Sprache. Die Diskussion flammt immer wie-

der auf und ist zuweilen so hitzig, dass die Administratoren beschlossen haben, nur noch einen einzigen Thread zu diesem Thema zuzulassen. Während sich im Deutschen Themenstrang für Thread wohl nur teilweise durchsetzen wird, weil es zu lang ist, heißt es auf Schwedisch selbstverständlich träd, 'Draht', 'Faden'. Vielleicht ein Vorbild fürs Deutsche?

Einheitlich und sprachrichtig – die Empfehlungen der Schweizer Orthographischen Konferenz (SOK)

In memoriam Peter Zbinden

Vor zehn Jahren sprach Johanna Wanka, damals Präsidentin der deutschen Kultusministerkonferenz, einen Satz, der nicht vergessen werden darf: «Die Kultusminister wissen längst, dass die Rechtschreibreform falsch war. Aus Gründen der Staatsräson ist sie nicht zurückgenommen worden.» Aus diesem Satz liesse sich eine ganze Philosophie entwickeln, über den Sinn der Politik, die Verantwortung der sogenannten Staatsdiener und darüber, was die Sprache für ein Gemeinwesen bedeutet.

Wie steht es heute, nach zehn Jahren im Zeichen dieser deutschen Staatsräson? Auch das Regelwerk, das der Rat für Rechtschreibung seinerzeit als Kompromiss veröffentlichte, hat keine Abhilfe gebracht; in Kernbereichen unserer Rechtschreibung sind Einheitlichkeit und Sprachrichtigkeit nach wie vor verloren. In Zeitungen und Büchern werden herkömmliche Schreibweisen und die verschiedenen Fassungen der Neuregelung bunt gemischt. Immer wieder aber erscheinen Titel ganz in herkömmlicher Orthographie. «Nils Holgersons wunderbare Reise durch Schwe-

den», übersetzt von Thomas Steinfeld und erschien in der Anderen Bibliothek, ist nach wenigen Monaten bereits vergriffen und so nachgefragt, dass das schöne Buch nun in die Reihe «Extradrucke» übernommen wurde.

Wer sich an die Neuregelung halten will, muss folgende Schreibweisen verwenden:

gräulich (auch wenn er greulich meint),
wohl bekannt (auch wenn er wohlbekannt sagen möchte),
heute Morgen Früh,
du tust gut und Recht daran,
der eine liest, der andere malt, ein Dritter und Vierter musizieren,
sie schwieg viel sagend.

In diesen und zahllosen weiteren Fällen ist nicht etwa nur das Auge beleidigt, sondern wesentlich der Verstand und das Sprachgefühl. Wir wissen doch, wie man Bedeutungen unterscheidet (z.B. gräulich und greulich) und wie man Adverbien, Pronomen und zusammengesetzte Adjektive schreibt. Und unsere Schüler sind, wie einst wir, klug genug, das zu begreifen und zu lernen. Die SOK hat ihre Empfehlungen erarbeitet, um im Rahmen der Neuregelung alles das zu verbessern, was sprachwidrig ist und was der Rat für Rechtschreibung nicht anrühren durfte oder wollte. Hinter den Empfehlungen der SOK steht die Überzeugung,

dass auf Dauer nur eine sprachrichtige Rechtschreibung zur Einheitlichkeit führt. Unter den Anwendern ist der Reclam Verlag; seine Lektoratsleiterin, Dr. Christine Ruhrberg, nennt die SOK-Empfehlungen das vernünftigste Rechtschreibkonzept.

Was bedeutet sprachrichtig? Dass die Wörter so geschrieben werden, wie sie gemeint sind. Im Spiegel 16/2015 steht der Satz: «Trotzdem ist die Vorstellung, dass ihnen beim Waldspaziergang plötzlich ein Wolf oder gar ein Wolfsrudel gegenübersteht, für viele Menschen Furcht einflößend.» Der Satz ist falsch geschrieben. Die deutsche Sprache kennt keine Sätze wie Die Ärztin ist Hustensirup einflößend; «Furcht einflößend» ist ein zusammengesetztes Adjektiv und wird klein und zusammen geschrieben. Die Theorie dazu findet man schon in Schul- und wissenschaftlichen Büchern des 19. Jahrhunderts. Im 21. Jahrhundert tappt die Dudenredaktion in dieser Wortbildungsfrage, verhext von der missglückten Neuregelung, blinzeln im Halbdunkel und empfiehlt einerseits das sprachfalsche «Furcht einflößend», andererseits das herkömmliche und richtige «aufsehenerregend». Die Korrekturenprogramme haben keinen Sprachverstand und setzen auch die unsinnigsten Anweisungen um.

Peter Zbinden habe ich kennengelernt, als er in den «Mitteilungen» seines «Sprachkreises Deutsch» den Sprachwissenschaftler Rudolf Wachter zum Thema Latein schreiben liess. Es zeigte sich, dass der Sprachenfreund Peter wusste, was der Sinn der Rechtschreibung ist. Grosszügig stellte er für das Anliegen Druckraum und sein Beziehungsnetz bereit und das, ohne was nichts geht, nämlich Geld. Sein ganz persönlicher Beitrag darüber hinaus waren Anteilnahme und Ansporn, Ideen und Freundschaft. Spürbar war er der bewährte Schulleiter und der erfahrene und zuverlässige Oberstleutnant. Er wusste, was Dienst an der Gemeinschaft und Verantwortung ist, und verkörperte das, was unser Land ausmacht: den Gedanken der Miliz. Wir sind nicht staatsfromme Lämmlein und Untertanen, wir gestalten die Dinge, die uns betreffen, möglichst selber. Ohne Peter Zbinden gäbe es die SOK nicht.

Wie geht es weiter? Die Reformer behaupten bis heute, dass die Neuregelung den Schülern und Wenigschreibern die Sache erleichtere. Das Durcheinander aber, das sie angerichtet haben, zeugt gegen sie. Gesucht sind Politiker, die im Sinne der Demokratie und der SOK das Problem erkennen und anpacken.

Stefan Stirnemann
Gründungsmitglied und Mitglied der Arbeitsgruppe SOK

Rechtschreibgeplauder

In memoriam Peter Zbinden

Prof. Dr. Rudolf Wachter, Universität Basel, Université de Lausanne, Gründungsmitglied und Mitglied in der Arbeitsgruppe SOK

DAVID: Du, wir haben doch letztthin über die Reform-grossschreibung in präpositionalen Ausdrücken gelästert. Da ist mir nachher etwas Erfreuliches aufgefallen: Die Reformer haben immerhin die Kleinschreibung bei «Damit fährst du am besten» usw. nicht angetastet. Dieses «am besten» ist ja der Superlativ von «gut» und «besser», und diese sind allesamt Adverbien: «Wie fährst du damit?» – «Damit fahre ich gut, besser, am besten!»

LEA: Ja, und genau mit derselben Erklärung haben die Reformer seinerzeit auch die Kleinschreibung von «aufs beste», «aufs schönste» nicht ganz zu verbieten gewagt, nämlich weil sich dies mit «wie?» erfragen lässt. So steht das in Dudens Regel 75.

DAVID: Ach, wirklich? Aber mein Schweizer Schülerduden (2015) sagt, man müsse hier gross schreiben.

LEA: Ja, wogegen die Schüler in Deutschland und Österreich hier auch klein schreiben dürfen! Die Autoren des

Schweizer Büchleins sind seit jeher einseitig reformlastig und propagieren, wo sie können, ihre Grossschreibungen. Aber die Reformer haben längst ihren verdienten Lohn: Schau nur ins Internet, wie oft dort «am besten», «am schönsten», «am schnellsten» usw. gross geschrieben wird! Das ist klar eine Folge der Reform! – Nun pass aber auf: Wie schreibst du «besser» in der Wendung «Damit steht es auch nicht viel besser»?

DAVID: Klein natürlich! Man fragt ja auch: «Wie steht es damit?»

LEA: Genau! Und nun setz auch hier einmal «besser» in den Superlativ!

DAVID: Kein Problem! Das heisst dann: «Damit steht es auch nicht zum besten».

LEA: Und wie schreibst du «zum besten»?

DAVID: Na, klein natürlich!

LEA: Pech gehabt! Die Reformer haben bestimmt, dass wir hier gross schreiben müssen, auch in Deutschland und Österreich.

DAVID: Ja, geht's denen noch? Das ist ja komplett unlogisch!

LEA: Es wäre unhöflich, dir zu widersprechen! – Aber im folgenden Satz bist du mit der Grossschreibung sicher einverstanden: «Das gehört zum Besten, was er geschrieben hat».

DAVID: Klar, hier ist «das Beste» ein substantiviertes Adjek-

tiv und heisst etwa so viel wie «die schönsten Werke».

LEA: Eben! Deshalb wurde dies auch schon immer gross geschrieben. Aber jetzt hör zu! Mit just dieser Begründung haben die Reformer bestimmt, dass du «Es steht nicht zum besten» fortan gross schreiben musst. Es sei eine Substantivierung! Und genauso auch in: «Die haben ja wieder einen schönen Unsinn zum besten gegeben»!

DAVID: Wie bitte? Hier auch? Die sind ja meschugge! Zum besten «Wer» oder «Was» haben sie ihren Unsinn denn gegeben? Das sind doch keine Substantivierungen!

LEA: Ja, siehst du! Die haben uns schön «zum besten gehalten», nicht wahr?

DAVID: Wie? Auch hier muss man heute gross schreiben? (Seufzt.) Also, das sage ich dir: Diese Reform war wirklich kein Ruhmesblatt, weder für die Politik noch für die Wissenschaft, und das ist noch viel zu höflich ausgedrückt. Wie klug und einfach – und modern! – ist doch die herkömmliche Kleinschreibung in diesen Fällen!

LEA: Jaja, und in vielen anderen ebenfalls!

DAVID: Ich werde meiner Lebtag nur die echte Substantivierung gross schreiben, aber «Es steht nicht zum besten», «Sie hielt ihn zum besten», «Er gab lauter Unsinn zum besten» schreibe ich klein, Punkt!

LEA: Ganz deiner Meinung. Auch ich kann nur sagen: Pfui Täufel!

DAVID: Schlaumeier! Ich weiss, was du sagen willst: Den haben die ollen Reformer verpasst, was?

LEA: Haargenau, denn genauso, wie Quäntchen von Quantum kommt, kommt der Täufel doch von der Taufe, nicht?

DAVID: Haha, ja! Nämlich wie genau kommt er davon? – Nicht im geringsten!

SOK rw 2.6.2015

Ennetrheinische Kultur- und Sprachsplitter

(Fortsetzung)

Von Friedrichshafen nach Lindau

Ich bin soeben zum zweiten Mal von Friedrichshafen per Bahn nach Lindau gefahren. Auf dieser Bahnstrecke fielen mir einige Besonderheiten auf. Die Strecke Friedrichshafen – Lindau ist gemäss Wikipedia Teil der Bodenseegürtelbahn, der durchgehend eingleisigen Bahnstrecke von Stahringen nach Lindau-Aeschach. Sie verläuft überwiegend entlang des nördlichen Bodenseeuferes. Ähnlich wie die RBS (Regionalverkehr Bern-Solothurn) – ihre Vorgängerin, die SZB (Solothurn–Zollikofen–Bern–Bahn) wurde früher im Volksmund liebevoll „Hoschtet-Schnägg“ genannt – führt diese Strecke vor allem durch ausgedehnte (Niederstamm)-Obstbaumkulturen: Äpfel, Birnen, Zwetschgen, Kirschen... Die Böschungen und Gleise sind viel stärker bewachsen, ja überwuchert als hierzulande. Und dazwischen die völlig überraschende Entdeckung: Da sind offenbar noch altgediente Zugbarrieren in Betrieb! Ich konnte leider nicht genauer abschätzen, wie lange die Drahtzüge zwischen der Bedienstation und der Schranke jeweils entfernt sind.

Zuhause konsultierte ich dann den Wikipedia-Eintrag „Bahnschranke (Deutschland)“, wo über diese Barrieren älterer Bauart Folgendes zu lesen ist:

"In den Anfangszeiten der Eisenbahn bediente man die technischen Sicherungseinrichtungen an Bahnübergängen der freien Strecke stets vor Ort. Es handelte sich noch ausschliesslich um Schrankenanlagen: Schiebbarrieren in der Nähe eines Postens wurden von dem Bahnwärter mit der Hand bewegt, Zugbarrieren auf der Strecke wurden mit einem Drahtzug geöffnet und durch Nachlassen des Drahtes und durch das Eigengewicht der Schranke geschlossen; außerdem kündigten Glockenschläge das bevorstehende Schliessen der Schranke an. Die Bedienung war umständlich und musste stets im Freien ausgeführt werden. Um die Arbeitsbedingungen zu verbessern und den Arbeitsaufwand zu verringern, entwickelte man schon bald mechanisch angetriebene Schlagbaumschranken, die entweder mit einer Handkurbel am Bahnübergang selbst oder mittels einer Seilwinde aus einem geschlossenen Raum heraus bedient werden konnten. Von der Seilwinde aus wurde die Antriebskraft zum Schliessen und Öffnen der Schranken durch Drahtseilzüge über eine Entfernung von bis zu ca. 100 m und mehr übertragen. Jede der deutschen Länderbahnverwaltungen und viele Signalbauunternehmen nutzten bzw. lieferten eigene, untereinander

nicht kompatible Bauarten. Diese Vielfalt wurde in den Dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts durch die noch heute verbreitete Einheitsbauart abgelöst. Später kam der elektrische Antrieb hinzu. Dennoch liess sich der Abstand zwischen Bedienungsstelle und Bahnübergang nicht beliebig ausdehnen, denn der Schrankenwärter musste den Bahnübergang auch bei schlechten Sichtverhältnissen einsehen können, um ein Einschliessen von Strassenverkehrsteilnehmern zwischen den Schrankenbäumen zu vermeiden."

Vielleicht können uns aufmerksame Leser sagen, ob in der Schweiz noch irgendwo solche alten Zugbarrieren bestehen!

Warum aber wollte ich unbedingt mit Elisabeth nach Lindau fahren? Unser Tagesziel war der Besuch einer Vorführung in der Marionettenoper. Dieses kleine Theater ist, zusammen mit dem Lindauer Stadttheater, in einer ehemaligen Klosterkirche untergebracht. Erst seit dem Jahr 2000 besteht diese Perle, dieser besondere Ort, wo auf kleinstem Raum ganz grosse Kunst geboten wird. Die Marionettenoper fasst nur gerade gut 100 Besucher. Angesagt war "Schwanensee", einstudiert von einer renommierten Choreografin und unterlegt mit einer hochkarätigen Aufnahme von Tschairowskis Musik. Drinnen war es übrigens, dank der seit einigen Jahren eingebauten Klimaanlage, trotz Hochsommerhitze angenehm kühl. Ich kann nur sagen:

Ganz grosse Klasse! Faszination von der ersten bis zur letzten Sekunde! Jung und Alt folgte gebannt der klug inszenierten Erzählung. Sinnigerweise und schon den vielen Kinder zuliebe – sie sind schliesslich das künftige Publikum des „grossen“ Theaters! – endet die Lindauer Version von "Schwanensee" nicht in Trauer, sondern der schöne Prinz kann zuletzt den bösen Zauberer bzw. Drachen töten: Der gute Geist von Lindau siegt über das Böse in Gestalt des Lindwurms!

Erinnern Sie sich noch? Wie war das in Gotthelfs "Schwarzer Spinne"? Dort ist der Sieg über den Teufel und das Böse der beherzten Christine zu verdanken, die, wie zu Anfang der Geschichte beiläufig vermerkt wird, aus Lindau stammte und stets darunter litt, dass ihr im Emmental niemand glauben wollte, wie gross der Bodensee wirklich sei, den sie doch selber als Kind und junge Frau gesehen hatte...! Bis Ende Juni haben die Lindauer Puppenspieler und die übrigen Mitarbeitenden Pause. Aber vom 2. Juli 2015 an wird der Spielbetrieb wieder aufgenommen. Es lohnt sich wirklich, den schönen Ausflug nach Lindau auf sich zu nehmen und sich dort Mozarts „Zauberflöte“ oder „Entführung aus dem Serail“, Bizets „Carmen“, Verdis „Traviata“ oder Rossinis „Barbier von Sevilla“ selber anzusehen und anzuhören!

Peter Glatthard-Weber (Juni 2015)

Der Anglizismen-INDEX 2014 ist erhältlich

Der Anglizismen-INDEX enthält über 7500 Anglizismen mit Vorschlägen für eine deutsche Entsprechung. Der Textteil wurde gestrafft, die Unterscheidung in "ergänzende", "dif-ferenzierende" und "verdrängende" Anglizismen optisch deutlicher gemacht als bei seinen Vorgängern.

Der INDEX ist das einzige Sammelwerk von Anglizismen, die in die deutsche Sprache eingedrungen sind, das so-wohl als Buch- wie als Netzausgabe verfügbar ist.

Die Netzausgabe ist neu mit einer echten Suchfunktion ausgestattet und enthält wie bisher ein Eingabefenster, über das neu aufgetauchte Anglizismen eingegeben werden können. Von dieser Möglichkeit wird im Schnitt rund 1200 mal im Jahr Gebrauch gemacht.

Die Vorschläge müssen im VDS-Arbeitskreis Wörterliste zeitaufwendig verifiziert werden, bevor Sie in die Aktualisierungssysteme aufgenommen werden. Nicht aufgenommen werden spezielle Begriffe der Fachsprachen,

Ausdrücke der Vulgär- und Pornosprache, auch Wörter des englischen Grundwortschatzes, die in jedem Taschenwörterbuch nachgeschlagen werden können.

In allen Fällen sind die Grenzen fließend und unterliegen der subjektiven Beurteilung der Bearbeiter.

Wie Sie im INDEX 2014 am Netzstandort aufrufen können.

<http://sprachkreis-deutsch.ch/index>

<http://sprachkreis-deutsch.ch>

<http://www.anglizismenindex.de>

Der SKD unterstützt die Herausgabe der Buchversion und ist im Arbeitskreis Wörterbuch vertreten.

Der SKD liefert solange Vorrat an Private in der Schweiz portofrei.

Bestellungen an

info@sprachkreis-deutsch.ch

Der Anglizismenindex

IFB Verlag

ISBN 3-931263-60-6

CHF 38.30



